

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 211 (1938)

Artikel: Die Hornusser
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hornuß.

Novelle von Gustav Renker.

Über die Spittelmatte brandete Geschrei hin. Aus einem vereinzelt Ruf aufwachend, sich verdoppelnd, dreifach, vierfach, jetzt aus zehn Stimmen sich zu einer wirren, gestaltlosen Vielheit zusammensetzend. „Hier! Hier! Heb ihn! Heb ihn!“

Ein Etwas flog kugelschnell durch die Luft, hie und da im Leuchten der Herbstsonne matt aufblühend, brummend und surrend. Die zehn Burschen, die in einem langhingestreckten, durch eingetriebene Pflöcke bezeichneten Felde in Abständen von etwa je zwölf Meter standen, hoben an den derben Griffen die schweren Holzbretter in die Höhe und versuchten das dahersausende Ding damit abzufangen. Ihrer drei in der Mitte der Reihe warfen die „Schindeln“ in die Höhe — dort oben wirbelte der Hornuß und dort sollte das Brett die Flugbahn kreuzen, das Geschloß auffangen. Aber erst dem letzten der drei gelang es; etwa anderthalb Meter über seinem Kopf traf Geschloß auf Schild, es gab einen harten, hölzernen Knall — dann lag der dunkle Brummer flügelarm im Rasen, eine schwarze, leicht polierte Scheibe, zweimal so groß wie ein Fünfliber.

Der den Wurf getan hatte, war Jost Lauber, dem der gleichnamige Hof gehörte auf dem Hubel droben, etwas über dem Dorfe gelegen, am Rande des Waldes. Der Jost hob das Fangbrett auf und tat desgleichen mit dem Geschloß, das ob seines Summens und Surrens im Fluge Hornuß genannt wird und damit diesem ganzen Spiel den Namen gegeben hat.

Der Hornußflug, dem Jost Laubers wohlberechneter Wurf mit dem Schildbrett Halt geboten hatte, war der letzte dieses Spieles gewesen. Nun wechselten die Parteien die Plätze. Die bis jetzt den Hornuß zum Schwirren gebracht hatten, sollten ihre Holzschilde ergreifen und die Plätze im abgesteckten Raum einnehmen, während es der Schar Josts oblag, den Hornuß so zu schleudern, daß er, gleichlaufend den abgesteckten Pflöcken, über die Schildbewehrten Mannen hinschnurte. Die Entfernung vom letzten Mann der Schilderreihe bis zum Wurfplatz betrug gut hundert Meter; dennoch war Jost Lauber, der in der

Mitte gestanden war, erst lange nach dem hintersten Schildmann auf dem Wurfplatz. Er hatte sich keine sonderliche Eile auferlegt, dorthin zu kommen, hatte im Gegenteil unnötig lange an dem etwas erdbeschmutzten Hornuß gerieben, bis er schön blank war, sorgfältig gesäubert, und sich zum Ende noch umständlich die Pfeife angezündet. Das geschah deshalb, weil auf dem Wurfplatz Klaus Lörtcher stand. Und mit dem wollte der Jost nicht zusammenkommen. Es war zwischen ihnen etwas — nein, er wollte dem Klaus womöglich nicht begegnen. Aber die da drüben mochten eine Spielpause beschlossen haben; die andere Partei löste sich nicht aus dem Klumpen der Menschen, eher noch drängten alle auf einem Fleck zusammen, und jetzt flatterten auch Stimmen herüber, die den Jost riefen. Das war's: Der Bärenwirt hatte die Gelegenheit benützt, sein Wägelein eingespannt, etliche große Korbflaschen voll Neuenburger darauf getan und war damit auf die Spittelmatte hinausgeschickt. Daß er die Korbflaschen leer zurückbringen würde, dafür getraute er sich den Schimmel samt dem Wägelein zu verwetten.

Jost Lauber schlenderte dorthin, wo der Bärenwirt ausshenkte. Es war ihm nicht um den Wein zu tun, aber da man ihm von etlichen Seiten zu-trank, ließ er sich auch ein Glas füllen und tat Bescheid. Als er eben mit dem Lehrer angestoßen hatte, reckte sich plötzlich ein glasbewehrter Arm vor.

„Gesundheit, Jost, und daß wir wieder auf gleich kommen.“ Das war der Klaus Lörtcher, dunkel und zigeunerhaft, um einen Kopf größer als der blonde Jost.

„Wenn du vernünftig wirst, könnt's schon sein“, meinte Lauber zurückhaltend. Er stieß nur ganz flüchtig an und nippte kaum von dem Wein.

„Vernünftig mußt du werden — morgen fällt der erste Baum.“

Jost Laubers Hand zitterte leise. „Das wirst du nicht tun. Hab' ein Einsehen.“

„Ich schlag' den oberen Wald — der um dein Haus bleibt stehen.“

„Das nützt mir nichts. Ich hab' dir's schon hundertmal gesagt. Ist auch nur ein Teil vom Wald weg, dann hat der Sturm freien Weg, reißt einen Baum um den andern, in fünf Jahren ist

der ganze Wald hin. Und mein Hof mitsamt den Feldern ist entwertet. Wie oft hab' ich dir das erklärt."

"Wegen dem brauchst es nicht noch einmal zu sagen. Ich kenne deine Gründe und du kennst meine."

"Ja, ich weiß, daß du nicht haufen kannst. Das Geld fliegt bei dir wie der Rauch aus dem Chemi."

"Ist meine Sach'. Ich bin im Recht."

Jost Lauber wandte sich schweigend ab. Es hatte keinen Zweck, mit Klaus Lörtcher immer und ewig über die Sache zu streiten. Im Recht war er, das hatte ihm ein Fürsprech in der Stadt erklärt, als sich Jost Lauber anhand der alten Verträge Rat und Hilfe holen wollte. Aber der Fürsprech hatte erklärt, da sei eben nichts zu machen, und hatte für diesen Trost zwanzig Franken eingestekt. Die alten Papiere sprachen deutlich genug. Vor mehr als hundert Jahren war es zwischen einer Cäcilia Lauber und einem Karl Lörtcher zur Ehe gekommen, und dabei war der Wald Gemeingut beider Familien geworden. Holz war in den Bergen überreichlich vorhanden — wer hätte damals gedacht, daß ein Wald so umstritten werden könnte? Hatte ein Lörtcher oder ein Lauber irgendeine hohe Fichte heraus-hauen wollen, so war das ohne Zwist und Aufsehen geschehen. Aber jetzt war eine neue Zeit, von überallher, vornehmlich aus Italien und Frankreich, kamen Händler und boten hübsche Summen für hohe, zähe Schweizer Bergtannen.

Und Klaus Lörtcher brauchte immerzu Geld. Fuhr oft in die Stadt und spielte sich dort auf den feinen Herrn hinaus, plagierte bei Schützen- und Schwingfesten mit Freiwein und schleppte auch wochentags mit Speise und Trank sonder Maß. Hätte er eine Hausfrau gehabt, dann wäre es vielleicht besser mit ihm gewesen. Aber das wußte er wohl, dann wäre ihm der Weg in die Stadt mit ihren Wirtschaften und Kellnerinnen versperrt gewesen. Tagelang weilte er oft dort, und daheim ließen es sich die Diensten unter- dessen wohlergehen. Da mußte wohl der Wald daran glauben, auch wenn des Jost Laubers Besitz dadurch schwer geschädigt, die bisher ertrag- reichen Felder schutzlos und kümmerlich würden. Eine rechtliche Handhabe dagegen bestand nicht —

die wäre nur vorhanden gewesen, wenn der Wald etwa Lawinenbanngebiet dargestellt hätte. Das aber war nicht der Fall.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Die andere Partei zog mit ihren Holzschilden in das Feld und stellte sich dort auf. Aber Klaus Lörtcher war nicht darunter. Er hatte, wie Jost erst jetzt erfuhr, an dem Spiel überhaupt nicht teilgenom- men, sondern war als müßiger Zuschauer bei der Abwurfstelle gestanden. Jetzt genehmigte er noch zwei Gläser Wein aus der Quelle des Bären- wirtes, dann trollte er sich, schon etwas unsicher, seitab, warf sich ins Gras und ließ aus einer Zi- garre blaue Nebel aufsteigen.

Die ersten Hiebe der geschmeidigen Hornuß- stecken pfißen, und von fernher, wo die Schild- mannen standen, kam das Geschrei der Auf- fangenden.

Jost Lauber war noch nicht an der Reihe. Er stand außerhalb des Schwarmes und sah über das herbstbunte Land hin. Ob den Wipfeln der fuchsrot versterbenden Laubbäume am Rande der Matte silberten die Zäden der hohen Eisberge hauchfein in den blaßblauen Himmel. Und Jost Lauber dachte, um wieviel schöner und macht- voller man doch diese Berge von seinem hoch- gelegenen Hause aus sah. Frei über das wellige Unterland flog da der Blick, haschte hie und da einen glitzernden Seespiegel und stieg dann un- vermittelt zu den Gletschern empor. Vom Schreck- horn, das wie der Zahn eines ungeheuerlichen Drachen da stand, schimmerte die Eiskette west- wärts. Jetzt, da die Herbstsonne in schrägerem Winkel einfiel, malte sie an der Wand der Jung- frau aus Licht und Schatten ein gewaltiges Kreuz — des Schweizerlandes Zeichen auf dem makellos weiten Schild seines allerschönsten Berges. Den Eckpfeiler der Eisberge aber bildete die Blümlis- alp, die so sammetweich in ihrem Schneefleide war, als sei sie das weißflaumige Rissen, auf dem Gottvater sein vom Weltenregieren müdes Haupt ausrastete. Näher aber, mit dunklen Felswänden über dem Dorfe aufwachtend, waren die Vorberge aufgetürmt. Der große Strom der fremden Reisenden zog achtlos an ihnen vorbei, dem berühmten Oberlande zu. Jost Lauber aber kannte ihre schmalen Grate, wußte von milden Weiden inmitten felsiger Hochtäler, darauf sein



Wie der Wald rot ist — lueg, Vater ...

Bieh sömmerte, hatte den Steinschlag in den brüchigen Kalkwänden gehört und war an die Musik der Lawinen gewöhnt, die durch verschneite Steilrinnen niederschossen. Etwas bekümmert dachte er, daß die Schwarzfluhlaue im vergangenen Winter knapp hundert Schritte vor seiner Alphütte haltgemacht habe — kam einmal ein besonders schneereicher Winter, so könnte es leichtlich um die Hütte geschehen sein.

Erregtes Rufen vom Wurfplatz her riß ihn auf. Die Männer schimpften, drohten nach dem Felde hinüber und lachten dann wieder. Dort draußen, etwa dreißig Schritte vom abgesteckten Raum, stand Klaus Lörtscher, rief Scherzworte herüber und machte allerlei Dummheiten. Aus dem Felde solle er gehen! Wenn ihn der Hornuß treffe, könne es böß ausgehen.

Klaus schwenkte seinen Hut und schrie, damit wolle er das Zeug auffangen.

Die Männer zuckten die Achseln und fuhren fort, nach dem Hornuß zu schlagen. Tatsächlich war des Lörtschers unvernünftiges Spiel nicht gänzlich gefahrlos. Denn die kleine Wurfsscheibe mit wohlberechnetem Schläge in gerader Bahn über das abgesteckte Feld hinzujagen, dazu gehörte recht gute Übung. Sehr oft flog der Hornuß rechts oder links seitab, und dieser Fehlschlag wurde dann der Gegenpartei zugut geschrieben. Der Flug des Geschosses aber erfolgte mit solcher Wucht, daß einer, der davon getroffen würde, recht wohl eine schwere Verletzung davontragen konnte. Erst kürzlich war durch ein seitwärts verirrtes Geschöß ein Hund, der dort behaglich in der Sonne gelegen war, auf der Stelle getötet worden.

Klaus Lörtscher focht das nicht an. Er machte weiterhin seine Kapriolen und sprang mit dem Hute umher, als wollte er damit das Geschöß auffangen. Eben schwang Beith Imweg den Stecken. Sein Schlag war falsch berechnet,

der Hornuß flog nach links ab, gerade auf Klaus zu. „Aufpassen! Er kommt!“ schrien etliche.

Durch Jost Lauber aber zuckte es heiß und schnell: „Wenn's ihn trifft! Der Wald ist gerettet.“ Und gleich darauf: „Herrgott, Jost, bist du schlecht. Wie schlecht! Einem andern den Tod wünschen!“

Aber es mußte ja nicht der Tod sein. Eine Verwundung, Krankenlager, dabei ernstes In-sich-gehen und besseres Fürnehmen neuen Lebens. Eineweg, der böse Wunsch war dagewesen, war wie ein grausames Tier in Josts Herz verfrallt.

Vom Felde her scholl übermütiges Lachen. Drei Schritte von Klaus entfernt hatte sich der Hornuß in den Boden gebohrt, der fecke Bursch hatte rasch den Hut darübergestülpt und tat nun, als hätte er einen fluchtbereiten Vogel gefangen.

Die Männer kümmerten sich um das närrische Gebaren nicht weiter. Sie nahmen das Spiel ernst wie alles des arbeitsreichen Bauernlebens.

„Jost, du bist an der Reihe!“

Der junge Bauer nahm seinen Stecken, den federnden, zweieinhalb Meter langen, an dessen Spitze der schwere Holzkolben saß, der dem Hornuß den entscheidenden Schlag versetzen mußte. Einmal ließ er ihn pfeifend um sich wirren — der Stecken war gut, lag griffig in der Hand. Sorgfältig befestigte er mittels eines Klümpchens Latt den Hornuß an der Spitze des „Träfs“, einer schweren, stählernen, aufwärtsgerichteten Schiene, über welche der Holzkolben hingleiten mußte, um den Hornuß in die Luft zu jagen. Dann trat Jost neben das Träfs, stellte sich breitspurig in den beiden Fußlöchern auf, die von den früheren Spielern hier schon eingestampft worden waren.

Das erstemal ließ er den Stecken nur probeweise sausen, um den richtigen Schwung herauszufriegen. Knapp vor dem Hornuß verhielt er den Schlag. Nun aber holte er, die Hände weit hinter die Schultern beugend, aus; zischend fuhr der Stecken durch die Luft, lief auf die Schiene des Träfs, peitschte den Hornuß in die Luft.

Jost Lauber suchte die Flugbahn in der Richtung der abgesteckten Pflöcke, fand sie aber nicht. Einen Aufschrei hörte er — zuerst um sich, dann von drüben her.

Auf einmal — das sah er durch blutrote Nebel hindurch, die plötzlich vor seinen Augen schatteten — stand Klaus Vörttscher nicht mehr auf der Matte. Aber ein dunkler Klumpen lag dort.

Als sie zur Stelle liefen, war er schon tot. Die harte Buchsbaumscheibe hatte ihn gerade an der Schläfe getroffen. — — —

Jost Lauber hatte sich selbst angezeigt. Hatte von seinen bösen Wünschen erzählt und gesagt, daß ihm der Teufel, der auf solche Gelegenheit nur wartete, den Arm geführt haben mußte. Und man möge ihn, den Jost, nur rasch um einen Kopf kürzer machen. Aber in der Stadt legten sie's anders aus. Fürs erste schlage man im Bernerland selbst dem wütesten Raubmörder nicht den Kopf ab, fürs zweite glaube man bei Gericht nicht an den Teufel, und fürs dritte stünde auf böses Wünschen keine Strafe im Gesetzbuch. Christlich sei ein solcher Wunsch ja eben nicht, aber daß ihn Jost bereue, beweise seine Selbstanzeige. Untersucht wurde der Fall na-

türlich, und bekannte Fachleute auf dem Gebiete des Hornußens gaben ihr Gutachten ab. Das lautete dahin, daß der Hornuß keine Pistolet oder Gewehr sei, mit dem man zielen könne. Man könne bei guter Übung wohl Richtung und Weite des Wurfs bestimmen, niemals aber ein so kleines Ziel wie einen Menschenkopf sicher treffen. Außerdem war Jost Lauber nach dem Urteil seiner Landsleute vom Dorfe stets nur ein mittelmäßiger Hornußler gewesen, der froh sein mußte, wenn er das abgesteckte Feld traf. Das Unglück war eben auf einen Zufall, in erster Linie aber auf den weinerheiterten Übermut Klaus Vörttschers zurückzuführen.

Damit war die Angelegenheit für das Gericht erledigt, und im Dorfe tat man Jost Lauber alles Liebe an, um ihm zu zeigen, wie wenig man ihn für den Tod des Vörttscher verantwortlich machte. Ja, Beith Imweg, dessen Hornuß damals so knapp vorbeigesaußt war, äußerte sich einmal: „Wenn's schon hat sein müssen, wär' es mir lieber gewesen, ich hätt' ihn getroffen, 's ist ein dummer Zufall gewesen, daß es grad dem sein Hornuß war, mit dem der Klaus den Streit wegen dem Wald gehabt hat.“

Der Wald aber lebte weiter, und keine Holzfällerart fraß sich in das Herz der uralten Stämme. Der Herbst sprang als lachender Knabe durch das lichte Unterholz und trieb allerlei Farbenschauball, der zu dem stetig ernstesten Gebaren der dunklen Fichten nicht paßte. Den Haselbüschen, deren Früchte entweder zu Boden kollerten oder von Eichhörnchen gefressen wurden, hängte Spitzbub Herbst rote Korallendiademe um, die Buchen schmückte er mit grellgelben Farbensuppen, und die Lärchen vollends wandelte er in lodernde Feuerfackeln, die vor richtigem, knisterndem Feuer das voraus hatten, daß sie wochenlang nicht ausbrannten und geduldig warteten, bis der erste Schnee der ganzen Herrlichkeit ein Ende machen würde. Aber der erste Schnee kam nicht; seit langem schon, vor dem Tode des Klaus Vörttscher noch, hatte er die Eisberge doppelt silberig und strahlend gemacht, seit etlichen Tagen auch hing er in den Flüssen der Vorberge und gab ihnen, die sommersüber mit ihren grünesprenkelten Felsgesimsen bescheiden genug aussahen, ein königliches Aussehen. Standen da in ihren

Hermelinmänteln, die kaum zweitausend Meter hohen Grate und Hörner, und dünkten sich nun der Jungfrau, dem Mönch, dem Schreckhorn und Wetterhorn ebenbürtig. Auf den Feldern aber, deren hartes Sommergrün der Herbst abgetönt und vielfärbig gewandelt hatte, brannten die Kartoffelfeuer mit weithin ziehenden Fahnen, silbern gleißende Spinnwebfäden flogen wie unbegreiflich leichte Luftschiffe daher, und das Läuten der Herden, die längst von den hohen Alpen ins Tal gekommen waren, füllte die unsagbar klare Stille mit tönendem Leben.

Von all dieser gesegneten Fülle des abschiedsfeistlichen Landes sah der Bauer Jost Lauber nichts. Sonst hatte er es stets gesehen und sich nach stillschweigender, Reiches in sich verschließender Bauernart der Dinge gefreut, die der Herbst zum Glühen brachte. Jetzt sah er stets nur das bleiche Gesicht des Toten vor sich, auf dessen Schläfe die nußgroße Wunde gleich einer seltsamen, fremden Purpurblume leuchtete. Jost Lauber war anders geworden in diesen Wochen, abseitiger, in sich gefehrt und unfroh. Daheim stieg er mürrisch und ruhelos im Hause herum, vom Estrich in den Keller, vom Stall in die Holzhütte, und doch war in diesem Wandern nicht Freude am Besitz und sorgsames Spähen, ob alles zum Rechten ginge, sondern eher verdrossene Langeweile, als sei ihm die Zeit zu reichlich zubemessen, daß er mit ihr nichts anzufangen wüßte. Sein Hornußzeug hatte er bald nach jenem Tage verbrannt, und im „Bären“ vollends ließ er sich gar nicht blicken.

„Sie sehen alle nach mir und zeigen mit Fingern auf mich.“

„Bist ja noch nie dort gewesen, daß du's behaupten könntest“, eiferte sein Weib.

„Ich weiß es aber.“

Und als eines Tages die Freunde kamen, ihn abzuholen, da er für ein winterlich geplantes Fest in den Ausschuß gewählt worden war, gab er dem eine neue Deutung.

„Weißt, warum sie gekommen sind?“ fragte er, nachdem er die Besucher hatte abweisen lassen. „Weil sie Angst haben, ich könnt' ihnen auch was Böses wünschen. In der alten Zeit haben sie die Leute, deren böser Willen Kraft gehabt hat, verbrannt. Das darf man heutigtags nicht mehr

— so tun sie einem Ehr' an, daß man nicht übel gesinnt wird.“

Mit seinem Kinde ging er durch den Wald; er selbst zwecklos, vielleicht auch mit dem Willen, sich selbst durch Anblick der Streiturfsache zu quälen, das Büblein mit der Absicht, von den Haselbüschen die letzten Nüsse zu retten, eh bevor auch sie der wintersorglichen Sammelwut der Eichhörnchen zum Opfer fielen. Und der Wald glühte, brannte und lohnte in tausend Feuern.

„Wie der Wald rot ist — lueg Vater, wenn die Sonne durch die Blätter scheint, ist's, als wenn alles voll Blut wär.“

Jost Lauber blieb stehen, als sei er wider eine unsichtbare Schranke gerannt. „Blut!“ sagte er heiser. „Ja, hast recht. Viel Blut — und ich hab's vergossen, weil ich's so gewollt hab'. Nicht mit der Hand da, nein, im Hirn ist's gefessen, ein roter, böser Teufel, der hat nur zu gut gelost, was ich heimlich gesagt hab'.“

Das Kind sah ihn verständnislos und erschrocken an. Etwas Kaltes, Lebensverneinendes hatte, ohne daß es sich dessen bewußt war, seine kleine Seele gestreift. Und dumpfes Schweigen war zwischen beide gefallen; der Vater ging mit aufeinandergepreßten Lippen hin, der Bub aber traute sich fürderhin nichts mehr zu sagen, sondern grübelte den ihm unverständlichen Worten nach.

Auf einer Lichtung erwachte dem Bauern seit langer Zeit wieder Pflichtbewußtsein des Hausvaters; er entsann sich, daß noch zu wenig Brennholz für den Winter geschlagen war, hieß den Buben hier warten und ging in den Wald, um schlagreife Bäume durch ein flüchtig in die Rinde geferbtes Zeichen für die Holzfäller zu märken. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, fand er das Kind, von den Spielen des Tages ermüdet, unter einer Buche schlafend vor. Der Bub lag auf der rechten Seite und hatte beide Hände unter die Wange gefaltet. Über ihm rauschte und harfte ein fröhlich dahergesprungener Wind in den Ästen, und von Zeit zu Zeit rieselten rote Blätter müde zur Erde nieder. Eines dieser Blätter hatte sich ganz lind auf die Schläfe des Kindes gelegt und leuchtete dort wie ein helles Wundmal.

Da stöhnte Jost Lauber dumpf auf, ließ das Kerbmesser, das er noch in der Hand hielt, fallen

und rannte wie irr in den Wald, wo er im frachenden Unterholz verschwand.

Als der Bub erwachte, war die Dämmerung niedergeschattet, von den Wiesen stiegen graue Nebelgestalten auf, und der Wald schien, sich scharf gegen den blaßgrünen Himmel abhebend, eine verklumpfte, düstere Masse. Der Kleine rief etliche Male nach dem Vater und empfing nur das hohle Echo als Gegengabe. Schließlich wurde es ihm unheimlich zumute, und er lief, einen erheblichen Umweg durch die Felder nehmend, ohne den Wald zu betreten, heim.

Dort fand er wohl die Mutter, schon etwas unwillig, da das Abendessen längst bereit war, nicht aber den Vater. Er erzählte, was sich begeben hatte, und vergaß nicht, der absonderlichen Reden des Vaters Erwähnung zu tun. Wieso denn der Vater sagen könne, er habe Blut vergossen?

Die Mutter erklärte ihm das leicht dahin, daß man doch alljährlich Säumehgete habe, und brachte das Kind ins Bett. Dann suchte sie ihren Mann, rief wiederholte Male in die Nacht hinaus und bekam nur die Antwort des Windes, der in den Baumkronen wühlte. Schließlich hörte eine Magd ihr Rufen und sagte, der Bauer sei vor einer Viertelstunde ins Stöckli hinübergegangen. Als sie, die Magd, von dort habe Lecksalz für die Geißen holen wollen, habe sie der Bauer wüst angefahren und geschrien, ob es denn keinen Platz gäbe, wo man allein sein könnte.

Das Stöckli lag etwas abseits am Waldrand; seit dem Tode des Altbauers, der es im Ausgeding bewohnt hatte, war es verlassen und diente als Aufbewahrungsort für vielerlei Dinge der Wirtschaft. Die Frau sah, als sie sich dem kleinen Hause näherte, Licht hinter den Scheiben der ehemaligen Wohnstube, tastete sich die knarrende Wohntreppe empor und fand Jost Lauber im Lehnstuhl hingefauert und den Blick auf ein dunkles, mattglänzendes Ding auf dem Tisch



... und was da vor ihm lag, das war sein Dienstrevolver.

vor sich geheftet. Jost war im Militär Wachmeister der Kavallerie, und was da vor ihm lag, das war sein Dienstrevolver. Beim Eintritt der Frau hob er langsam den Blick, als müsse er ihn mit Gewalt von der Waffe losreißen, sah die Gattin erstaunt und verständnislos an, und ein wirres Lächeln irrlichtete um seinen Mund.

Die Frau nahm fürs erste den Revolver und warf ihn auf das Bett, darin der Großvater gestorben war, dann fragte sie mit strenger Stimme, was das bedeute.

Nichts anderes, als was sie selbst davon glaube, antwortete Jost. „Ich hab' mich einmal dem Teufel verschrieben, daß er meinen Willen erfüllt hat — jetzt komm ich nicht mehr los. Und es ist besser, ich mach' das gleich ab, als noch Monate oder gar Jahre hinzuserbeln.“

Die Frau wollte zuerst von den Pflichten gegen sie und den Buben sprechen, hielt es dann aber für besser, die ganze Sache in freier Aussprache anzupacken. „Du glaubst also, daß es der Wunsch war, den du unbedachtsam hast aufspringen lassen und der den Klaus erschlagen hat?“

„Wüßt' nicht, warum er sonst hätt' sterben müssen.“

„Warum? Weil ihm so vorgesehen war in Gottes Willen — wie's dir nicht vorgesehen war, daß du dir heute ein Leid antust.“

„Wenn's keinen bösen Willen gäb', der recht behält, dann hätt's den Menschen immerzu gut gehen müssen seit Adam her. Denn Gott hat ihnen gewiß nicht das viele Leid vorgesehen, das sie haben tragen müssen.“

„Wird doch so gewesen sein — vielleicht, damit sie sehen, wie wunderschön es dann im Himmelreich ist.“

„Das sind Pfarrersreden. Wenn ich jetzt hingeh' und ins Heu ein brennend Zündholz halte, frißt das Feuer Haus und Hof, weil ich's so will.“

„Wenn's nicht sein soll, erlischt das Zündholz, oder durch eine Spalte kommt ein Windstoß und bläst das Feuer aus.“

„Soll ich's probieren?“ Er erhob sich langsam.

„Am Gottes Willen!“ rief sie. „Glaubst du, ich laß dem Buben sein Erbteil Asche werden wegen deiner Narretei?“

„Oder“, fuhr er fort, „schieß mit dem Revolver dort auf mich — wenn der Schuß versagt, glaub' ich dir.“

„Es steht auch geschrieben: Du sollst Gott nicht versuchen.“

„Ich will ihn aber versuchen!“ stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. „Ich muß wissen, woran ich bin. Und das, was du Narretei nennst, zerfrißt mich da drinnen, schlafen kann ich nicht mehr, immer seh' ich dem Klaus sein weißes Gesicht vor mir und frag' mich, ob ich's war, der ihn umgebracht hat.“

„Alle haben dich freigesprochen, die Leute vom Dorf, das Gericht in der Stadt. — — —“

„Das Gericht kann mir in die Schuh blasen!“ schrie er heftig auf. „So was muß man mit sich selbst ausmachen.“

Ein Gedanke kam ihr. „Mach's aus mit dir selbst — in aller Stille. Auf der Alp oben ist noch eine Menge für den Winter zu rüsten: Fenster vernageln, den Brunnen abzusperren, daß er nicht einfriert und die Rohre zersprengt, Zaun niederlegen — geh' hinauf, mach die Arbeit.“

„Schickst mich fort?“

„Damit du in eine andere Umgebung kommst. Nur versprichst mir, daß du dir nicht wissentlich was tust, noch dich mit Absicht in eine Gefahr begibst. Hier geht das so nicht weiter — mit deinen Reden machst du mir selbst den Buben verwirrt.“

Aber er ging nicht an diesem Tage, nicht am andern. Der Winter kam auf rollendem Sturmwagen gefahren, eine Woche lang peitschte der feuchte Schnee wider die Fenster, und die Nebel schleiften tief über die Kronen der Fichten hin. Als sich endlich ein Spalt in dem düsteren Grau öffnete, huschte ein verirrter Sonnenstrahl über eine stille Winterlandschaft, und als Jost Lauber sich mit schwerem Sack voll Lebensmitteln auf den Weg zur Alp machte, klebte sich der nasse Neuschnee schwer und zäh an seine Schuhe fest.

Raum er oben auf der Alp war, die Hüttentür aufgesperrt hatte, schloß sich das schmale blaue Feld zwischen den Wolken wieder zu, über die Grate quoll es dunkel und schwer, und der Schnee siderte neuerdings aus dem Unsichtbaren über das tiefverschneite Bergland nieder. In der Nacht stürzte rasender Sturm von den Höhen nieder, seine eisigen Fäuste zerrten und rüttelten am Gebälk der Hütte, und sein feuchender Atem pffte in den Dachsparren ein wildes, wimmerndes Lied.

Jost Lauber wurde trotz des schlechten Wetters in der Einsamkeit die Zeit nicht lang. Er wusch und putzte die Milchgeßsen und Brenten und hing sie säuberlich an die Wand, er fegte den großen Käsessel, bis dessen Kupfer rötlichbraun spiegelte, die Decken der Betten hing er auf einen quer durch die Stube gezogenen Draht, damit sie im Winter die Mäuse nicht durchbeißen könnten, und einmal mühte er sich auch im hohen Schnee bis zur Quelle, von welcher die Rohre der Wasserleitung ausgingen, hob das Anfangsrohr aus, so daß das Wasser im Schnee verrieselte und die Leitung leer war. Für sein Kochen und den Alpenrosentee, den er sich allabendlich bereitete, mußte er von nun an Neuschnee nehmen, der am Feuer zu schmelzen war.

Bei all dieser Arbeit wurde ihm tatsächlich etwas freier zumute, das bleiche Gesicht mit der klaffenden Schläfenwunde erschien immer seltener,

und die Nächte wurden nach der harten Tagesarbeit ruhiger. Jost Lauber aber sagte sich, daß die Befreiung nur ein vorübergehender Zustand war, daß die Frage, unter welcher er litt, noch ungelöst sei und bei der Rückkehr ins Tal wiederkehren werde. Deshalb schob er den Abschied von der Hütte solange als möglich auf. Seine Frau wurde des schon ungeduldig und sandte einmal einen Knacht mit der Frage herauf, wann der Bauer wohl heimkehren werde. Jost Lauber aber hieß den Knecht nach kurzer Rast wieder eilends umkehren und gab ihm die Botschaft mit, daß es ihm wohl ergehe, daß er aber noch die Zäune niederzulegen hätte.

An diese Arbeit machte er sich anderntags. Überall dort, wo im schneereichen Winter wegen Lawinengefahr ein Zerschmettern der Zäune zu befürchten war, wurden diese zu Boden gelegt, so daß die Laue ohne Schaden darüber hinwegfahren könne.

Zum Ende war auch diese Arbeit getan, nur der Zaun um die kleine, spärliche Matte im sogenannten „Grauen Winkel“ blieb noch. Diese Matte war ein steil geneigter Rasenfleck unter den Felswänden des Berges, der Grimmenfluh hieß. Ein gut begehbares, breites Rasenband führte im Sommer zu der kleinen Weide, auf welcher Jost Lauber die Schafe ihre Nahrung suchen ließ. Aus den Geröllströmen der Grimmenfluh löste sich die Weide los und wurde an ihrem unteren Ende durch eine fast senkrechte Felswand begrenzt, die an die hundert Meter tief in einen Rasenfessel abbrach. Dort, wo das breite Band den Zugang vermittelte, war die Weide durch einen Zaun versperrt, der die Aufgabe hatte, die Schafe am Entweichen zu verhindern.

Als Jost Lauber sich dem Grauen Winkel näherte, dröhnte es irgendwo im Nebel aus den Felsbastionen der Grimmenfluh, und ein pfeifender Windstoß riß dem Bauer fast den Hut vom Kopf. Infolge des vielen Neuschnees waren die Lawinen lebendig geworden und fuhren nun durch das Nebelgrau polternd und brüllend in die Tiefe.

Jost Lauber dachte dem nicht weiter nach, er war es so gewohnt. Alljährlich pflegte er den Zaun im Grauen Winkel niederzulegen, die große Laue aber, welche von der Grimmenfluh

herabkam, stellte sich als aufwühlende Grundlawine erst im Frühling ein.

Als der Bauer jedoch das Rasenband beschritt und darauf stellenweise bis zur Brust in den schweren, flebrigen Schnee einsank, wurde er fast bedenklich. Der Winter war zu rasch und zu heftig gekommen, und sein Pelz lag überhoch in den Wänden und auf den abschüssigen Lehnen unter den Graten. Jost verhielt den Schritt, merkte mit einem Male, wie naß ihm der Körper vom Schweiß war. Es wehte ein böser, lauer Wind, der Föhn, und die mühevollen Arbeit des Schneestampfens hatte warm gemacht. Den Zaun vor der Weidematte fand er zuerst gar nicht — so tief steckte der schon im Schnee. Dann aber stieß er mit der Hüfte gegen ein spitzes Holz, erkannte daran den Zaun und ging an die Arbeit, ihn abzuscharren und abzubauen. Die Holzstecken legte er unter einen schneefreien Balm, wo sie ungefährdet überwintern mochten.

Der Sturm oben in den Gratzacken hatte sich verstärkt, und allerorten kam aus dem Nebel das Rauschen der stürzenden, fließenden Schneemassen. Jost Lauber hatte schon eine stattliche Strecke des Zaunes abgetragen, als es hoch über ihm wie ein wehes, langgezogenes Aufseufzen durch die Lüfte ging. Gleichzeitig begann dort, wo der Nebel am dichtesten qualmte, ein Schleifen und Gleiten, als rutsche ein großer Körper über eine geneigte Fläche.

Jost Lauber verstand diese wortlose Sprache der Bergnatur — da oben irgendwo war die Schneedecke gerissen, nun kam das weiße Grauen herab, die Laue, über die Wand, fegte über den Grauen Winkel hin und tat mit allem, was ihr im Weg stand, den schrecklichen Sturz über den Felsabbruch. Der Bauer ließ das Beil fallen, stampfte und warf sich in den hohen Schnee, um den Balm zu erreichen, sich unter ihm zu bergen. Aber schneller, als er sich durch den Schnee kämpfen konnte, raste es von oben herab. Aus den Nebeln wie tanzende Gespenster wachsend, heulend, winselnd, die Luft vor sich herpeitschend. Jost wußte vom Lawinenwind, der Dächer abhebt und Bäume entwurzelt. Er wußte auch, daß er den Balm nicht mehr erreichen würde. Lang warf er sich auf den Boden, wühlte mit den Händen im Schnee, um irgend-



Der hatte, wie ein Riß in der Brandung, die Lawine geteilt.

einen Halt zu suchen. Und fand ihn: einen Pflock des abgetragenen Zaunes, fest in der hartgefrorenen Bergerde verwurzelt. An ihm hielt er sich fest, über ihm fuhr der Lawinensturm hin, nahm ihm den Atem, ließ ihn fast ersticken.

Der Bauer empfand keine Dankbarkeit für den rettenden Pfahl. „Es ist ja ganz gleich — jetzt kommt die Laue selbst, und wider die hilft kein Halt.“

Wie losgerissene Felsen taumelten seine Gedanken: „Leben möcht' ich! — Der Bub unten — ohne Vater aufwachsen.“

Dann wieder: „Jetzt zeigt sich's. Reißt mich der tote Klaus zu sich? Oder ist's mir noch nicht vorgesehen, das Sterben? Da ist jetzt die Versuchung Gottes. Ich hab' sie nicht gewollt — ich nicht.“

Er wollte das hinausschreien wie ein Kind, das beteuert, es habe etwas Schlimmes nicht getan. Aber Schneestaub drang ihm in den Mund. Nur Staub? Nicht die schwere, zermalmende Masse der Lawine? Um ihn donnerte, raste, brüllte sie wie ein entfesseltes Tier. Nicht über ihn hinweg.

Mit einem Male wurde es sehr still. Nur aufgewirbelter Schneestaub sumimte wie ein Heer von tausend Mücken. Zaghast, ganz vorsichtig sah er auf. Und da verstand er das Wunder: über ihm, in der Wand der Grimmenfluh, stand ein flobiger Felssturm. Der hatte, wie ein Riß in der Brandung, die Lawine geteilt. Deutlich sah man rechts und links ihre glattgefeigte Straße, dazwischen einen etwa drei Meter breiten Streifen, in dem der Schnee noch unverfehrt lag.

Joß Lauber erhob sich, schneeüberpulvert. Und fühlte, wie er nun ganz befreit war, wie die Lawine das Gespenst der letzten Wochen in die Tiefe mitgerissen hatte. Er suchte und fand im Schnee sein Beil, sah, daß der untere Teil des Zaunes, den er noch nicht abgetragen hatte, mitgerissen worden war.

„Besser der Zaun hin als der Bauer!“ sagte er laut. Es freute ihn, den vollen Klang seiner Stimme zu hören.

Mit einem Male bekam er eine unbändige Sehnsucht nach dem Tal; er wollte seine Frau umarmen und dem Buben die lange versprochene Armbrust schnitzen. Auf seinen ausgetretenen Aufstiegs Spuren lief er hinab, nahm sich kaum Zeit, die Hütte ordentlich zu verschließen. Und da ihm an der Waldgrenze die ersten, tiefverschneiten Fichten entgegengrüßten, stieß er einen adlerscharfen, jauchzenden Schrei aus, in dem alle Fülle und Kraft seines neugewonnenen Lebens lag.